

(Nachdruck verboten.)

81]

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Ihnen konnte er seine Sorgen weit besser anvertrauen. Pelle war so groß und so ernsthaft geworden, daß er förmlich Respekt einflößte. Man empfand keine rechte Lust, ihn mit seinen Kleinigkeiten zu belästigen.

Aber bei den Kinder fand er ohne weiteres den Ton. Die kämpften gegen kleine Widerwärtigkeiten an, ebenso wie er, und konnten alle seine Sorgen fassen. Sie erteilten ihm gute, praktische Ratschläge, und zur Vergeltung redete er greisenhafte Worte der Weisheit zu ihnen.

„Ich weiß nicht recht, wie es zugeht,“ sagte er, „aber die große Stadt macht mich ganz wirrig und rappelig im Kopf. Schon allein, daß mich niemand hier kennt und nach mir hinsieht, wenn ich vorbeigehe. Das nimmt mir den Mut aus den Knien. Zu Hause war da doch immer der eine oder der andere, der den Kopf umwandte und zu sich selbst sagte: sieh, da geht der alte Lasse, der will wohl nach den Hasen runter und Steine hauen; verteuft, wie der sich hält! Manah einer nickte mir auch zu, und ich selbst kannte ja jeden zweiten Menschen. Hier läuft alles wie verrückt! Ich begreife nicht, wie Du hier Verdienst finden kannst, Karl?“

„Ach, das ist ganz leicht,“ erwiderte der Junge. „Um sechs Uhr morgens mache ich, daß ich nach dem Grünmarkt komme, da ist immer irgend was für die kleinen Handels-treibenden fortzubringen, die können sich ja keinen Knecht halten. Wenn der Grünmarkt vorbei ist, trage ich Blumen für die Gärtner aus. Das ist ein sehr unsicheres Geschäft, denn da kriege ich nichts weiter als die Trinkgelder. Und außerdem laufe ich so herum, wo ich mir denken kann, daß irgend was ist. Nach Desterbrücke und Frederiksberg hinaus! Und ich habe auch ein paar feste Stellen, wo ich jeden Nachmittags eine Stunde hin und Waren austrage. Irgend was ist da immer, wenn man nur tüchtig herumläuft.“

„Und das kann jeden Tag so zu einem einigermaßen guten Verdienst werden?“ fragte Lasse verwundert. „Die Sache sieht mir doch ein wenig unsicher aus. Des Morgens kannst Du doch nicht wissen, ob Du bis zum Abend was verdient hast.“

„Ach, Karl ist so flink,“ sagte Marie anerkennend. „Wenn die Zeiten einigermaßen sind, kann er doch regelmäßig eine Krone am Tage verdienen.“

„Und das konnte wirklich ein regelmäßiger Verdienst werden?“ Nein, das begriff Lasse nicht.

„Manchmal wird es ja auch Abend, ehe ich überhaupt etwas verdiene, aber dann muß man ja sehen, daß man sich rappelt, irgend was ist da immer, wenn man es bloß zu finden versteht.“

„Was meinst Du, wenn ich mit Dir ginge?“ sagte Lasse finnickend.

„Das kannst Du nicht, denn ich laufe die ganze Zeit. Da könntest Du eigentlich viel besser einen Arm einstecken.“

„Einen Arm einstecken?“ fragte Lasse verwundert.

„Ja, den einen Arm unter die Jacke stecken und dann zu den Leuten gehen und um was bitten. Das würd' Dir gar nicht schwer werden, Du siehst aus, wie ein Invalide.“

„So, sehe ich wirklich so aus?“ fragte Lasse und blinzelte mit den Augen. „Das hab' ich noch nie gewußt. Aber wenn das auch wirklich so wäre, so mücht' ich doch nicht an den Türen der Leute betteln. Ich glaub', dazu kann keiner den alten Lasse kriegen.“

„Dann gehe mal nach der Kalkbrennerei hinaus, da suchen sie in dieser Zeit Steinklopfer,“ sagte der allwissende Junge.

„Ja, da sagst Du was,“ meinte Lasse, „also, da haben sie Steine? Ja, mein Steinhandwerkzeug hab' ich mitgenommen, und wenn es was gibt, wonach ich mich auf Erden sehne, dann ist es, daß ich wieder auf einen Stein loschlagen kann.“

15.

Pelle war jetzt ein Mann; er konnte seine eigenen An-gelegenheiten übersehen und noch ein wenig außerdem und konnte die Verhältnisse gegeneinander abwägen. Den Gram über Dues Schicksal hatte er beiseite geschoben und sah nun wieder Licht in die Zukunft hinaus. Aber er sah noch in seinem Gemüt; er hatte sich da hinein gefressen zu all dem vielen anderen, und sah nun da und färbte alles mit einer warmen, dunklen Farbe. Ueber seiner Stirn brütete eine dunkle Wolke, über die er selbst nicht recht klar war. Aber Ellen sah sie und strich mit ihrer weichen Hand darüber hin, um sie verschwinden zu machen. Sie wirkte sonderbar zu dem glatten, rotwangigen Unter Gesicht, gleichsam wie eine leichtsinnige Drohung an einem lichten Lentage.

Er fing an, das Zutrauen wie eine tragende Kraft zu fühlen. Nicht nur in der „Arche“ vergötterten sie ihn; seine Kameraden sahen zu ihm auf; lag etwas Wichtiges vor, so suchten ihre Augen unwillkürlich ihn. Hatte er in etwas leichtsinniger Weise beinahe die Organisation über den Haufen geworfen, um Meyer zu Leibe zu kommen, so hatte er das völlig wieder gut gemacht. Der Verein war jetzt stärker denn je, und das war sein Verdienst. Da durfte er dann den Rücken reden und sich ein wenig um seine eigenen Angelegenheiten kümmern.

Er und Ellen sehnten sich glühend danach, zusammen zu kommen und ihr eigenes kleines Heim zu haben. Es konnten viele Einwendungen dagegen erhoben werden, und er war nicht blind dafür. Pelle war ein tüchtiger Arbeiter, aber der Lohn war nicht so, daß man daraufhin eine Familie gründen konnte; es war eine nackte Tatsache, daß selbst ein tüchtiger Arbeiter Frau und Kinder nicht ordentlich versorgen konnte. Mit Kindern rechnete er als wie mit etwas Selbstverständlichem, und der Tag würde auch kommen, wo Vater Lasse nicht mehr selbst sein tägliches Brot verdienen konnte. Aber das lag noch in weiter Zukunft, und auf der anderen Seite war es ja auch nicht teurer zu zweien zu leben als einzeln, wenn man eine gute und sparsame Frau bekam. Wollte man ein wenig Teil haben an den Freuden des Lebens, so mußte man die Augen schließen und über alle Einwendungen hinwegspringen, sein Zutrauen noch einmal auf die Ausnahme setzen.

„Es wird ja auch bald besser,“ sagte Maurer Stolpe. „Noch sieht es schlecht aus für die meisten Berufe, aber sieh nur selbst, wie sich alles zu einem großen Schlag zusammenzieht, dann geben wir dem Fortschritt einen hinten vor und bitten ihn, sich ein wenig zu rappeln, und dann ist der Verdienst da. Man soll sich verheiraten, so lange man noch jung ist; was soll das, herumzugehen und hintereinander herzuschieln?“

Frau Stolpe war, wie immer, seiner Ansicht. „Wir haben uns auch verheiratet und die Süßigkeit geschmeckt, so lange das Blut noch jung war. Darum haben wir jetzt auch was, womit wir widerstehen können,“ sagte sie und sah Pelle treuherzig an.

So wurde denn beschlossen, daß die Hochzeit noch in diesem Frühling stattfinden sollte. Im März hatte der jüngste Sohn Frederik ausgelernt, dann sollte die Hochzeit und der Gesellschmaus gleichzeitig gefeiert werden.

Am Kanal, dem Zuchthaus gerade gegenüber, stand eine kleine Zweizimmerwohnung frei, die mieteten sie. Maurer Stolpe wollte das junge Paar nach Norderbrücke hinaus haben, „unter ordentliche Menschen“, aber Pelle hatte sich in diesem Stadtteil eingelebt. Eine Menge Kunden hatte er hier draußen auch, das war gut, um einen Rückhalt zu haben, und hier waren die Kanäle. Für Pelle waren sie ein Ausguck, sie wirkten befreiend auf sein Gemüt; zwischen den geschlossenen Steinmauern in Norderbrücke fühlte er sich immer bedrückt. Ellen ließ ihn gewähren, ihr war es gleichgültig, wo sie wohnen würden. Mit ihm wäre sie gern bis ans Ende der Welt gegangen, um sich niederzulassen.

Sie hatte sich in ihren Stellung ein wenig zusammen-gepart, und Pelle hatte auch eine Kleinigkeit zusammen-gegrabt; er war tüchtig hinterher und setzte alle Bedürfnisse noch einen Strich herunter. Wenn Ellen frei hatte, gingen sie umher und kauften für ihr Heim ein. Vieles kauften sie

alt, weil es billig war; aber nichts für das Schlafzimmer. Da sollte alles funkelndglänzend sein!

Es war eine herrliche Zeit, in der jede Stunde von ihrem eigenen reichen Inhalt angefüllt war, wo keines grübelten oder Sorgen Raum ließ. Oft kam Ellen herbeigerannt und holte ihn mitten von der Arbeit weg; er mußte mit hinkommen und irgend etwas befehlen, das man so billig bekommen konnte — aber gleich, ehe es weg war. An ihren Ausgehesperntagen schafften sie Ordnung in dem kleinen Heim und spazierten hinterher Arm in Arm durch die Stadt zu den Alten hinaus.

Velle hatte so viel zu tun gehabt mit den Angelegenheiten anderer und sich selbst keinen Gedanken geschenkt. . . . Es tat so gut, nun auch einmal in seinen eigenen auszuruhen. Das Gewimmel da draußen rückte weit von ihm ab; er sah es noch so eben, während er sein Nest baute; er dachte nicht mehr an die soziale Frage, wie die Vögel, die in der Frühlingszeit nisten.

Und eines Tages trug dann Velle seine Sabeligkeiten in die neue Wohnung hinüber und legte sich zum letztenmal in der „Arche“ zur Ruhe. Hier schuf sich niemand eine Zukunft, in diesen Mauern suchte nur der Schiffbrüchige bleibende Zuflucht, und Velle wollte weiter. Aber aus den Lumpen und aus all dem Verhuldeten hinaus stieg doch eine Stimme, die man nicht anderswo hörte, ein sorgenloses Gezwitscher, ein Gepolter, wie von armen Vögeln, die dasitzen und sich zupfen, wo ein wenig Sonne sie bescheint. Mit Wehmut sah er auf die Zeit zurück, die er hier verbracht hatte.

In der Nacht vor der Hochzeit lag er da und warf sich unruhig hin und her. Jemand etwas verfolgte ihn im Schlaf. Endlich erwachte er und vernahm ein unterdrücktes Knarren, das mit langen Zwischenräumen kam und ging, als wenn die „Arche“ selbst unter bösen Träumen stöhne. Schließlich stand er auf, zündete die Lampe an und begann seine Hochzeitsstiefel zu putzen, die noch auf den Leisten standen, um ihre schöne Form zu bewahren. Lasse schlief noch und draußen in dem langen Gang lagerte der Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Chadschi-Murat.

12]

Von Leo Tolstoi.

10.

Als Chadschi-Murat Tags darauf bei Woronzow erschien, war der Empfangsalon des Fürsten von Menschen überfüllt. Der General mit dem aufgewirbelten Schnurrbart, der am Tage vorher beim Statthalter zur Tafel geladen gewesen, war zur Abschiedsaudienz in Galauniform mit allen Orden erschienen. Ferner war da ein Regimentskommandeur, der vor das Kriegsgericht kommen sollte, weil er Verpflegungsgelder seines Regiments unterschlagen hatte. Ein reicher Armenier, ein Schützling des Doktor Andrejewskij, war gekommen, um seinen Branntweinpachtvertrag zu erneuern. Die ganz in Schwarz gekleidete Witwe eines gefallenen Offiziers harter des Augenblicks, da sie dem Statthalter die Bitte um Gewährung einer Pension oder um Unterbringung ihrer Kinder in einem Institut auf Kosten der Krone vortragen durfte. Ein banerotter grusinischer Fürst war in der malerischen Tracht seiner Heimat erschienen, um sich um die Pacht eines freigelegenen Kirchengutes zu bewerben. Ein Polizeikommissar war mit einem großen Aktenkoffer unter dem Arme gekommen, das ein von ihm ausgearbeitetes neues Projekt zur Unterwerfung des Kaukasus enthielt. Ein tatarischer Chan endlich hatte sich einzig zu dem Zwecke eingefunden, um zu Hause erzählen zu können, er sei beim Fürsten gewesen.

Alle wurden der Reihe nach empfangen, und der hübsche Blonde, jugendliche Adjutant geleitete einen nach dem andern in das Kabinett des Fürsten.

Als Chadschi-Murat mit kräftigem Schritt, nur ganz leicht hinkend, den Empfangsalon betrat, wandten sich ihm sogleich alle Blicke zu, und er hörte, wie bald hier, bald dort sein Name geflüstert wurde.

Chadschi-Murat trug über einem braunen, am Kragen mit einer schmalen silbernen Borte verzierten Besämet eine lange weiße Tscherkeska. An den Weinen hatte er schwarze Strumpfschuhe und ebensolche Ueberschuhe über den glatt anliegenden Pantoffeln; auf seinem Kopfe saß die Sammelmütze mit dem Turban — demselben Turban, den er seinerzeit, als er sich Schamyl angeschlossen, aufgesetzt hatte, und um dessentwillen General Klugenuau ihn dann später auf die Denunziation Achmet-Chans hin hatte festnehmen lassen. Kühn und sicher schritt Chadschi-Murat über das Parkett des Empfangssaales hin, wobei sein in den Hüften schlank erscheinender Oberkörper leicht nach dem einen, etwas kürzeren Beine hinüberwippte. Seine weit auseinander-

stehenden Augen blickten ruhig nach vorn und schienen niemandem zu sehen.

Der hübsche Adjutant begrüßte Chadschi-Murat und bat ihn, so lange Platz zu nehmen, bis er ihn dem Fürsten gemeldet hätte. Chadschi-Murat lehnte jedoch ab, sich zu setzen — die Hand an die Griff seines Dolches legend und das Bein zur Seite sendend, blieb er stehen und blickte mit geringschätziger Miene auf alle Anwesenden.

Der Dolmetscher, Fürst Tarchanow, trat auf Chadschi-Murat zu und begann ein Gespräch mit ihm. Chadschi Murat gab nur widerwillige, kurze Antworten. Aus dem Kabinett des Statthalters trat ein kumylischer Fürst, der sich über einen russischen Kommissar beschwert hatte, und gleich darauf rief der Adjutant Chadschi-Murat auf. Er geleitete ihn bis zur Tür des Kabinetts und ließ ihn eintreten.

Woronzow empfing Chadschi-Murat an der Ecke seines Schreibtisches stehend. Das greise, weiße Gesicht des Oberstkommandierenden zeigte diesmal nicht dieselbe lächelnde Miene wie gestern, sondern hatte eher einen strengen und feierlichen Ausdruck.

Als Chadschi-Murat in das große Zimmer mit dem riesigen Schreibtisch und den von grünen Portieren umrahmten großen Fenstern trat, legte er seine sonnenverbrannten kleinen Hände auf jene Stelle der Brust, an der die beiden Ränder seiner Tscherkeska sich kreuzten, und im kumylischen Dialekt, den er geläufig sprach, begann er langsam, klar vernehmlich, mit ehrerbietig gesenktem Augen:

„Ich begeben mich hiermit unter dem hohen Schutz des großen Zaren und Curer Durchlaucht. Ich verspreche, dem weisen Zaren bis zum letzten Blutstropfen treu zu dienen, und hoffe im Kriege mit Schamyl, der mein Feind so gut wie der eurige ist, euch von Nutzen zu sein.“

Woronzow hörte die von dem Dolmetscher übertragenen Worte und blickte Chadschi-Murat an, während dieser ihm ins Gesicht sah.

Die Augen der beiden Männer trafen sich und sagten einander gar vieles, was sich mit Worten nicht ausdrücken ließ und was jedenfalls mit der Kundgebung nicht übereinstimmte, die der Dolmetscher soeben übertragen hatte. Sie sagten einander, ohne den Mund zu öffnen, die ganze unverhüllte Wahrheit: Woronzows Augen sagten, daß er nicht ein einziges Wort von alledem glaube, was Chadschi-Murat soeben gesprochen, daß er ganz genau wisse, jener sei ein Feind alles Russischen und werde es immer bleiben, und wenn er sich jetzt unterwerfe, so geschehe es nur, weil er sich nicht anders zu helfen wisse. Und Chadschi-Murat begriff seinerseits vollkommen, daß Woronzow alles dies wisse, und fuhr doch fort, ihm seine Ergebenheit zu beteuern. Seine Augen sagten, daß es diesem Greise besser anstehe, an den Tod zu denken, als an den Krieg, daß er, obgleich alt, doch noch immer ein durchtriebener Fuchs sei, vor dem man auf der Hut sein müsse. Und Woronzow war sich darüber klar, daß der andere ihn durchschaute, aber sein Mund sprach zu Chadschi-Murat nur Worte, die ihn durch die Rücksicht auf den kriegerischen Erfolg geboten schienen.

„Sag' ihm“, sprach Woronzow zu dem Dolmetscher — er pflegte alle seine jungen Offiziere zu buzen — „daß unser Herrscher ebenso gnädig und mild wie mächtig ist, und daß er auf meine Fürsprache hin ihm vorausichtlich verzeihen und ihn in seine Dienste nehmen wird. Hast Du es ihm übersetzt?“ fragte er und sah Chadschi-Murat dabei an. „Teile ihm nun mit, daß er bis zum Eintreffen der allergnädigsten Entscheidung meines Gebieters hier unter meiner Obhut verbleiben wird, und daß ich bemüht sein werde, ihm den Aufenthalt bei uns angenehm zu machen.“

Chadschi-Murat legte nochmals die Hände mitten auf die Brust und sprach irgend etwas in rascherem Tempo.

Der Dolmetscher übertrug seine Worte: er habe auch früher schon, als er im Jahre 1839 über Avarien gebot, den Russen treu gedient und keinen Verrat an ihnen geübt, und wäre nie von ihnen wieder abgefallen, wenn nicht sein Feind Achmet-Chan gewesen wäre, der sein Verderben wollte und ihn bei General Klugenuau verkleumdet hätte.

„Ich weiß, ich weiß“, sagte Woronzow, obgleich er das, was er zu wissen vorgab, längst vergessen hatte. „Ich weiß das alles“, wiederholte er, während er Platz nahm und Chadschi-Murat ersuchte, sich auf einen an der Wand stehenden niedrigeren Divan zu setzen. Doch Chadschi-Murat setzte sich nicht, sondern machte mit seinen kräftigen Schultern eine Bewegung, die besagen sollte, daß er es nicht für angemessen hie, in Gegenwart eines so hochgestellten Mannes überhaupt zu sitzen.

„Achmet-Chan sowohl wie Schamyl waren beide meine Feinde“, fuhr er, zu dem Dolmetscher gewendet, fort. „Sag' dem Fürsten, Achmet-Chan sei gestorben, ohne daß ich an ihm hätte Rache nehmen können, doch Schamyl sei noch am Leben, und ich wolle nicht sterben, ohne ihm heimgezahlt zu haben, was er mir angetan.“ Er biß die Zähne aufeinander und legte die Stirn in Falten, als er dieses sprach.

„Ja, ja“, entgegnete Woronzow ruhig. „Wie will er's denn aber dem Schamyl heimzahlen?“ wandte er sich zum Dolmetscher. „Sag' ihm doch, daß er sich setzen soll.“

Chadschi-Murat weigerte sich abermals, sich zu setzen, und als er nun gefragt wurde, was ihn eigentlich bezogen habe, zu den Russen überzugehen, antwortete er, es sei der Wunsch gewesen, ihnen bei der Niederwerfung Schamyls zu helfen.

„Sehr schön, sehr schön“, entgegnete Woronzow. Und was

gedenkt er zu diesem Zwecke zu tun? — So nimm doch Platz, nimm Platz!" wandte er sich zu Chadschi-Murat selbst.

Chadschi-Murat setzte sich endlich und führte nun aus, was er vorhatte: die Russen sollten ihm nur Soldaten genug mitgeben und ihn an die lesghische Linie schicken, dann verbürge er sich dafür, daß ganz Daghestan sich erheben und Schamhl nicht länger imstande sein würde, sich zu halten.

"Das ist gut, das scheint kein übler Plan," sagte Woronzow. "Ich werde über die Sache nachdenken."

Der Dolmetscher übersetzte Chadschi-Murat Woronzows Worte. Chadschi-Murat sann ein Weisichen nach.

"Sag dem Sardar auch noch," sprach er dann, "daß meine Familie sich in den Händen meines Feindes befindet, und daß, solange dies der Fall ist, mir die Hände gebunden sind und ich den Russen nicht dienen kann. Er würde mein Weib, meine Mutter, meine Kinder töten, wenn ich jetzt ohne weiteres gegen ihn ziehen wollte. Wenn aber der Fürst die Meinigen befreit, indem er sie gegen Gefangene, die er selbst gemacht hat, eintauscht, dann werde ich Schamhl vernichten, oder ich will des Todes sein."

"Gut, gut," sagte Woronzow. "Wir wollen das alles in Erwägung ziehen. Jetzt soll er zum Chef unseres Stabes gehen und ihn über die Sachlage sowie über seine eigenen Absichten und Wünsche informieren."

Damit endete die erste Zusammenkunft zwischen Chadschi-Murat und Woronzow.

Am Abend desselben Tages wurde in dem neuen, im orientalischen Geschmack decorierten Theater eine italienische Oper gegeben. Woronzow saß in seiner Loge, als im Parterre die auffällige Gestalt des hinkenden Chadschi-Murat im Schmucke des Turbans erschien. Er war in Begleitung des ihm beigegebenen Adjutanten Woronzows, des jungen Loris-Melissow, im Theater erschienen und hatte in der ersten Parkettreihe Platz genommen. Mit der dem orientalischen Muselmanne eigenen Würde hatte Chadschi-Murat dem ersten Akt beigewohnt — ohne jeden Ausdruck des Staunens, mit vollkommen gleichgültiger Miene. Im Zwischenakt erhob er sich, musterte in aller Ruhe die Zuschauer und verließ, während aller Augen auf ihn gerichtet waren, das Theater.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Sommertrockenheit und die Lebewesen.

Außergewöhnliche Verhältnisse bedingen außergewöhnliche Erscheinungen. Das zeigte wieder so recht der heiße und trodrene Sommer von 1911. Namentlich die Organismenwelt, Tiere so gut wie Pflanzen, hatten zum Teil schwer unter der anhaltenden Dürre zu leiden. Doch was dem einen „sin III“ ist dem anderen „sin Nachtigall“. So haben sich denn auch glücklicherweise die trüben Erwartungen der Landwirte nicht oder doch nur zum Teil erfüllt. Zwar die Gewernte ist an den meisten Stellen unseres Vaterlandes sehr dürrig ausgefallen, auch die Hüben blieben klein und die Kartoffelernte lieferte nur an den tiefer gelegenen feuchten Stellen einen guten Ertrag. Dagegen fiel die Getreideernte sowohl was Quantität als Qualität betrifft, im allgemeinen ganz ausgezeichnet aus. Auch der Wein verspricht einen ebenso köstlichen Tropfen zu liefern, wie der berühmte 1811er. Es ist überhaupt erstaunlich, wie diese beiden Jahre sich gleichen. Wäre der Hundertjährige Kalender nicht durch zahlreiche Erfahrungen gründlich abgetan, der Verlauf des letzten Jahres wäre wohl geeignet, ihn wieder in sein altes Recht einzusetzen.

Leider ist unser Wetterdienst noch nicht so weit gediehen, um für längere Zeit die Witterung vorher zu bestimmen, sonst könnten von zahlreichen Seiten angestellte Beobachtungen über den Einfluß langanhaltender Dürre auf die Lebewesen viele wichtige Aufschlüsse liefern. Nun ist auch das ungewöhnliche 1911er Jahr vorübergegangen und vieles ist leider verpaßt worden. Immerhin lassen auch die bisher vorliegenden, mehr gelegentlichen Beobachtungen manche interessanten Tatsachen hervortreten. So muß man besonders dem bekannten Zoologen Professor Simroth Dank wissen, daß er mit unendlicher Mühe alle nur irgend erreichbaren Daten gesammelt hat und es sollte mich freuen, wenn auch dieser Aufsatz recht viele dazu anregen würde, ihre Beobachtungen mitzuteilen und so der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen; dann kann noch vieles, was bisher veräumt wurde, gut gemacht werden.<sup>\*)</sup>

Wir haben bereits von dem Einfluß der langen Trockenheit auf unsere landwirtschaftlichen Nutzpflanzen gesprochen. Daß die Körnerfrüchte die Hitze so gut überstanden, hängt wohl damit zusammen, daß die verschiedenen Getreidearten ursprünglich Steppenpflanzen und als solche an Dürreperioden angepaßt sind.

Eine weitere eigentümliche Erscheinung war, daß viele Blütenpflanzen weit prächtigere und leuchtendere Farben zeigten als in gewöhnlichen Jahren. Erwähnen möchte ich auch noch, daß an vielen Orten Obstbäume, Kastanien usw. im Herbst zum zweiten Male in voller Blüte standen und wie im Frühjahr neue Blätter entwickelten.

<sup>\*)</sup> Einschlägige Mitteilungen nimmt die Deutsche naturwissenschaftliche Gesellschaft G. B., Geschäftsstelle Leipzig, Königsr. 3, jederzeit dankbar entgegen und wird für eine geeignete Verwendung Sorge tragen.

Wie Eckardt mitteilte, „sind selbst in Gegenden, die nicht zu den allerwärmsten unseres Vaterlandes gehören, zum ersten Male, seitdem sich die betreffenden Pflanzen dort befinden, Früchte gezeitigt worden. Es gehören hierher z. B. der Trometenbaum (Catalpa), Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera), Granatapfel und andere Bäume, von denen die beiden ersten in Nordamerika, der zuletzt genannte in Südeuropa heimisch sind.“ Auch die Feigen lieferten diesmal in unserem nördlichen Klima im Freien reife, wohl-schmeckende Früchte. Endlich sei auch an den frühzeitigen, vielfach bereits Ende August einsetzenden Laubfall bei unseren Bäumen und Sträuchern erinnert.

Noch weit auffallender war das Verhalten der heimischen Tierwelt. Freilich so sonderbare Gäste wie 1811, wo plötzlich im oberen Rheintale große Schwärme der nordafrikanischen Flamingos auftraten, brachte uns der verfloffene Sommer nicht, aber sonst zeigte besonders unsere Vogelwelt ein recht merkwürdiges Verhalten. Infolge der günstigen Witterung sah man an vielen Orten die Schwalben im August nochmals, zu einer dritten Brut schreiben, die auch glücklich ausgezogen werden konnte. Der Fortzugstermin dieser nützlichen Vögel erlitt dadurch eine nicht unwesentliche Verspätung. Andere Zugvögel, die bereits vorzeitig mit ihrem Brutgeschäft zu Ende waren, suchten dagegen viel früher als in anderen Jahren ihre südlichen Winterquartiere auf.

Sehr gründlich hat der letzte Sommer unter zahlreichen Schädlingen der Insektenwelt aufgeräumt. Die gefürchtete Blutlaus war fast vollkommen verschwunden. Auch die Blattläuse, die sich zuerst im Frühjahr in Masse entwickelten, hielten auf die Dauer der Hitze nicht stand, so daß der Gartenfreund es gar nicht nötig hatte, gegen diese unangenehmen Plagegeister einzuschreiten. Sehr angenehm enttäuscht wurden im vorigen Jahre auch die Weinbauern, daß der Traubenflegel fast gar nicht unter dem vernichtenden Fraß des „Sauerwurms“ zu leiden hatte. Befamlich besitz die sogenannte Weinmotte zwei Generationen. Die Raupen der ersten Generation, der Sauerwurm, leben auf den Blüten des Weinstocks, während der Heurwurm, die zweite Raupengeneration, in die harten, unreifen Beeren eindringt und sie zerstört. Durch die Wärme des Jahres 1911 hatte die Reifung der Trauben jedoch so rasche Fortschritte gemacht, daß die jungen Käupchen nur weiche Beeren fanden und daher infolge Mangel an geeigneter Nahrung ohne Schaden zu tun zugrunde gingen. Eine sehr unerfreuliche Zugabe des heißen Sommers war dagegen die erschreckende Ueberhandnahme der Fliegenplage.

Auch verschiedene fremdländische Gäste aus dem Insektenreiche verirrten sich im letzten Jahre in unsere Gegend. So wurden, wie Simroth berichtet, in Mecklenburg an einem Tage drei Exemplare des prächtigen Cleanderschwärmers erbeutet, die doch mindestens aus der Provence oder gar noch weiterher stammen. Eine wenn auch beiseidene Parallelercheinung zu der „Flamingoinvasion“ von 1811

Sehr auffallend verhielten sich vielfach die Hornissen. Während normalerweise die äußere Papierhülle des Nestes nur eine Öffnung besitz, legten die Tiere, wahrnehmlich um eine bessere Durchlüftung zu erzielen und sich vor der Hitze zu schützen, 3 bis 4 Öffnungen an. Ein hübsches Beispiel wie sich die Tiere mit veränderten äußeren Bedingungen abzufinden verstehen.

Während die Frösche und andere Amphibien, wie aus vielen Teilen Deutschlands berichtet wurde, unter der Dürre schwer zu leiden hatten — überall konnte man zahlreiche vollständig zusammengetrocknete Exemplare finden —, bildete der Laubfrosch eine Ausnahme und schien sich durchaus wohl zu fühlen. Der Grund mag, wie Simroth meint, darin liegen, daß die Laubfrösche eigentliche Tropenbewohner sind. Dort bilden sie eine artreine, farbenprächtige Gruppe. Unser heimischer Wetterprophet erscheint daher nur als ein vereinzelt vorgeschobener Posten, dessen Urheimat wahrscheinlich auch in wärmeren Klimaten zu suchen ist.

Auch die Säugetiere blieben von der Sommerhitze nicht verschont. So habe ich selbst wiederholt in der Umgebung Leipzigs beobachtet können, eine Beobachtung die auch von anderen Seiten bestätigt wurde, daß die sonst so scheuen Maulwürfe in großer Zahl an die Oberfläche kamen, hier sich wie verängstigt gefärbeten, um nach kurzer Zeit plötzlich zu sterben. Auf der Chaussee, in den Straßen oder den Äsienen der elektrischen Straßenbahn konnte man die verängstigten Tiere beobachten. Wie Eckardt meint, war es der Wassermangel, verbunden mit Hunger, der die Maulwürfe aus ihren Röhren trieb und ihr Massensterben veranlaßte. Die Nahrung muß nämlich in der Tat knapp geworden sein, schienen doch die wichtigsten Leutetiere, die Regenwürmer, fast ausgerottet zu sein.

Auch unter unseren Jagdtieren sind viele, namentlich Rehe, eingegangen. Die dafür gegebene Erklärung erscheint zuerst recht merkwürdig, dürfte aber doch wohl zutreffend sein. Infolge der mangelnden Niederschläge sollen nämlich die zur Düngung verwandten Kalisalze ungelöst auf den Feldern liegen geblieben sein. Der Wind wehte den Staub auf Gräser und Blätter, so daß die äßenden Tiere sie mitfressen mußten und schmächtig an Darm-erkrankungen zugrunde gingen.

Sehr auffallend ist es auch, daß sowohl unter den erlegten Vögeln wie Säugetieren ungewöhnlich zahlreiche abnorm gefärbte, sowohl albinotische wie melanistische Exemplare gefunden werden. Eine plausible Erklärung dieser auffallenden Tatsache fehlt uns freilich noch, doch müssen wir sicher die abweichenden klimatischen Verhältnisse dafür verantwortlich machen. Verschiedene Versuche haben ja

eintwandsfrei erwiesen, daß die Temperatur einen weitgehenden Einfluß auf die Färbung vieler Tiere besitzt. Einen schönen Beleg bieten dafür, um wenigstens ein Beispiel zu nennen, die Lemmings. In ihrer nordischen Heimat färben sich die Lemmings bekanntlich beim Herannahen der rauhen Jahreszeit weiß um. Hält man die Tiere dagegen in der warmen Stube, so behalten sie auch im Winter ihr graues Kleid. Wahrscheinlich werden überhaupt die nordischen Tiere ihr weißes Pelzwerk nicht durch natürliche Auslese erhalten haben, wie die Darwinianer meinen, sondern die Kälte wirkt bleichend auf die Haarfarbe und die Naturzüchtung tritt nur noch unterstützend hinzu, indem sie die nicht angepaßten Individuen ausmerzt. Etwas Entsprechendes gilt wohl für die meisten Fälle sogenannter Schutzfärbung.

Wir konnten in dieser kurzen Uebersicht nur willkürlich einige Beobachtungen herausgreifen. Aber selbst diese wenigen Beispiele zeigen schon, wie weitgehend sich der Einfluß der lebhäftigen Hitze auf die Welt der Lebewesen geltend machte. Wir könnten wahrscheinlich noch zahlreiche wichtige Aufschlüsse erwarten, wenn alle auch nur zufälligen Beobachtungen sorgfältig zusammengetragen würden, damit berufene Fachleute sie entsprechend auswerten könnten. Hier bietet sich auch für den Laien ein Feld, um tatkräftig die wissenschaftliche Forschung zu unterstützen. Th.

## Kleines feuilleton.

Zeitgenossen über die heutige Schule. Der sozialdemokratischen Kritik unseres heutigen Schullebens wird von den an ihm interessierten Geschorenen und Geschickten, behelmt und befrachtet Machthabern agitatorische Uebertreibung vorgeworfen. Demgegenüber ist ein kürzlich im „Silse“verlag erschienenen Buch von Bedeutung, das die auf eine Rundfrage eingegangenen Antworten von 144 hervorragenden Bürgerlichen (vorwiegend Schriftstellern, Dichtern und Künstlern) über das heutige Schulsystem zusammenstellt. Das Gesamtergebnis ist eine beispiellos vernichtende Kritik unserer Schule. Soviele verbitterte, von verhaltener Wut und Empörung durchzitterte, oder von schmerzlicher Resignation erfüllte Worte über die Leiden der Schuljahre, wie in diesem Buche, finden sich kaum in der gesamten sozialistischen Literatur. Dabei sind die bürgerlichen Ankläger zum Teil mit hohen Titeln und Orden ausgezeichnete Staatsstücken, und, was besonders beachtenswert, die Urteile begießen sich nicht einmal auf die so arg vernachlässigten Volksschulen, sondern fast ausschließlich auf die höheren Schulen, allen voran die Gymnasien, die sich als Bildungsstätten der herrschenden Klasse besonderer Fürsorge erfreuen.

Daß die geistige Elite des Bürgertums zu einem so verdammen Urteil über die heutige Schule kommt, ist ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit. Ein Schulsystem mit seinem Lehrstoff ist nicht etwas Absolutes, für alle Zeiten Gültiges, sondern entsprechend dem Wandel der gesellschaftlichen Bedürfnisse und des allgemeinen Bildungsgehaltes tiefgreifenden Veränderungen unterworfen. Es wird um so geisttötender, kulturwidriger und haltloser, je mehr es, wie unser heutiges Schulsystem, entgegen der gesellschaftlichen Entwicklung in ehemaligen Formen, die aus einer Wohltat schon längst zur Plage geworden sind, erstarrt.

Die bürgerliche Schulreform ist bestrebt, die sich immer vergrößernde Kluft zwischen Schule und Leben zu überbrücken. Hierbei zeigt es sich, daß Forderungen, die die Sozialdemokratie schon vor Jahrzehnten vom prinzipiellen Standpunkt aus gestellt hat, plötzlich als nagelneue bürgerliche pädagogische Weisheit auftauchen. So ist der schon früher besonders von Sozialisten vertretene Gedanke, die Arbeit zur Grundlage des gesamten Unterrichts zu machen, neuerdings geradezu zur Modesache in der bürgerlichen Schulreform geworden. Die bürgerliche Schulreform kann aber höchstens theoretische Fortschritte machen; es ist ihr Schicksal, daß sie nie zu nennenswerter praktischer Verwirklichung kommen kann. Die immer zunehmende Furcht und Verwirrung über die wachsende Revolutionierung des Proletariats, die die gesamte politische Reaktion verstärkt, verhindert jeden nennenswerten Fortschritt auf dem Gebiete des Schulwesens. Die politische Macht in den Händen des Bürgertums wird immer mehr zu einer Fessel für den kulturellen Aufstieg. Darunter leidet nicht allein, wenn auch in erster Linie, das Proletariat, sondern auch das Bürgertum selbst, das um seiner Herrschaft willen die eigene Jugend geistig hungern lassen muß. Es ist natürlich, daß die besonders Begabten die größten Qualen erdulden, wenn durch leblosen öden Formel- und Gedächtnisstram das schöpferische Denken erstötet, die Phantasie gelähmt, jede künstlerische Regung verkümmert und der jugendliche Drang nach Freiheit durch absolute Disziplinbegriffe unterdrückt wird. Hierbon einige Proben:

Jakob Wassermann: „... Ich muß gestehen, daß diese Schuljahre etwas von einem bösen Traum haben. Tyrannie, Gleichgültigkeit, Mißachtung, Verachtung... Erziehung zum Buchstabenglauben, zur Streberei, Geringschätzung körperlicher und

geistiger Freiheit, aller Jugend- und Jugenlust, unabänderliches und ewig sich wiederholendes Schauspiel der Engherzigkeit, der Mörgelei, der Berufsunfreude, — was will man noch mehr? Das war die Schule. Ein gehäßtes herzbellemmendes Völlwerk vor dem Leben...“

Karl Spitteler: „Ich habe bis zu meinem 15. Jahre die Schule verwünscht, nach meinem 15. Jahre die Schule verflucht.“

Karl Hensell: „Es ist schmerzlich, aber wahr: was ich dem Leben durch Lust und Leistung danken kann, danke ich ihm trotz meiner Schuljahre... Die Schuljahre haben auf mich eher lähmend, verwirrend und isolierend gewirkt als das Gegenteil. Das ist ohne Anklage der einzelnen persönlichen Lehrelemente, unter denen gewiß Einsichtige und Wohlwollende nicht fehlten, aber mit schwerer Anklage des ganzen Schulsystems gesagt.“

Johannes Schlaf: „Für die meisten meiner Jugendkameraden, mit denen mich ein selbständiges, geistiges Streben verband, bedeutete die Schule ein Stück Tragik. Dieser und jener behauptete wohl, daß sie ihm ein für allemal sein Leben zerstört hätte.“

Prof. Miethe: „Mich dünken die Schuljahre in meinem nicht leichten und arbeitsvollen Leben die schwersten und seelisch erdenklichsten. Sie erscheinen mir wie eine Zeit unbegreiflicher geistiger Knechtschaft. Ich vermag auch bei ruhiger Zurückberückung in ihnen keinen lichten Moment zu entdecken. Das Glück meines Jugendlebens hat keine Beziehung zur Schule.“

Ger mann Wahr: „Ich könnte über meine „Schülerjahre“ nichts sagen, als daß sie die schlimmste Zeit meines ganzen Lebens gewesen sind, die einzige, die ich um gar keinen Preis noch einmal erleben möchte.“

## Völkerrunde.

Die Baganda. In der Landschaft Uganda, in Britisch-Ostafrika, haust der Stamm der Baganda, eines der interessantesten Völker des ganzen Erdteils. Der Missionar Roscoe, der volle fünf- undzwanzig Jahre bei den Leuten gelebt hat und sie daher wohl am besten kennt, hat seine reichen Erfahrungen über die Baganda jetzt in einem umfangreichen Werk niedergelegt. Es sind außerordentlich kräftig gebaute und gesunde Menschen, und ihrem äußersten Wuchs entspricht auch ein hoher sittlicher Standpunkt. Zum wenigsten sind sie frei von sozialen Lasten und Verirrungen, wie sie den afrikanischen Völkern sonst nicht fehlen. Dennoch nennt sie Roscoe den vollendeten Typus eines wilden Volkes, wie sie sich denn auch bis auf den heutigen Tag von ihrer Vorliebe für Menschenopfer nicht haben bekehren lassen. Das gehört eben bei ihnen zur Religion. Auch äußerlich zeichnen sich die Baganda sehr vorteilhaft dadurch aus, daß sie ihren schönen Körper in keiner Weise verunstalten und verunzieren. Sie kennen keine Tätowierung, keine Schmutzmarken, keine Verstümmelung der Zähne oder anderer Körperteile. Man sollte glauben, daß diese Menschen in jeder Hinsicht eine hervorragende Selbständigkeit besitzen, und dennoch haben sie die Eigenschaft und Neigung der Nachahmung in einem Grade, der fast komisch wirkt und an das Affengeschlecht erinnert. Allerdings ist diese Gabe auch mit allen Vorteilen verbunden, deren sie fähig ist, indem sie früh und schnell zu Fertigkeiten führt. Die Baganda haben infolgedessen eine verblüffende Auffassungsgabe für industrielle Verrichtungen. Man braucht ihnen einen neuen Gegenstand und seine Anfertigung nur einmal vorzuführen, und diese Leute sind von einem brennenden Ehrgeiz besessen, das Ding nachzumachen. Ist die Aufgabe nicht allzu schwer, so wird sie von ihnen mit solcher Vollkommenheit gelöst, daß oft die Nachahmung kaum vom Original zu unterscheiden ist. Alle möglichen Geräte, wie Tische, Stühle, Schuhe und bergleichen, die von Europäern ins Land gebracht wurden, sind von den Baganda bis aufs Kleinste nachgebildet worden. Sogar vor größeren Umwälzungen scheuen diese Menschen nicht zurück, wenn sie nur ihren Nachahmungstrieb befriedigen können. So haben sie auch ihre alten Gebräuche im Hausbau aufgegeben, und man findet dort Häuser aus Ziegeln mit eisernen Dächern, die von den Baganda freiwillig nach europäischem Muster gebaut sind. Die sonderbare Eigenschaft ist bei dem Volk so ausgeprägt, daß sie sich schon bei den kleinen Kindern zeigt, die ihr Spielzeug genau nach dem Vorbilde der Waffen und Geräte anfertigen, die von den Erwachsenen im Ernst gebraucht werden. Bei einem europäischen Kinde würde man solche Arbeiten für einen Beweis ganz besonderer Geschicklichkeit und Begabung halten. Manche Bagandajungen waren durch den Anblick des ersten Fahrrades in solche Aufregung versetzt worden, daß es ihnen keine Ruhe ließ, bis sie sich solche Dinger mit Rädern und Speichen aus Holz, Rohr und anderem Material hergestellt hatten. Ihrer Herkunft und Verwandtschaft nach gehören die Baganda übrigens zu der großen Völkerrunde der Bantu, die über den ganzen Erdteil verstreut ist. Sie stehen auch wirtschaftlich ziemlich hoch, wie man schon nach der Betätigung ihres Nachahmungstriebes voraussetzen darf, da sie dazu selbstverständlich eines großen Materials und zahlreicher Geräte bedürfen. Auffallend ist auch ihre reichliche Bekleidung, die in langen Mänteln aus Rindensstoff besteht und nach der Art der römischen Toga getragen wird. Jedes Bagandahaus hat seinen eigenen Garten, in dem alles gezogen wird, was der Haushalt braucht. Ihre Staatsform ist erbliche Monarchie, die angeblich seit 1000 Jahren in derselben Königsfamilie ist.

\*) Alfred Graf: Schülerjahre, Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen. Fortschritt (Buchverlag der „Silse“), Berlin-Schöneberg. 1912. Preis broschiert 4 M.